

Hans-Martin Gauger

Stil darf, muss auch in den Wissenschaften sein

Wissenschaften äußern sich zu einem erheblichen Teil in Worten, in Texten; daneben bekanntlich auch anders, aber doch wohl nie ganz sprachunabhängig: in Formeln, Zahlen, grafischen Darstellungen. Wissenschaften sind kollektive Unternehmungen, daher sind Kommunikation und – in eins mit dieser – Diskussion ihr Lebensnerv. Und daher produzieren sie, neben anderem, vor allem Texte. Und auch in *ihren* Texten kann sich, in Analogie zu literarischen, aber auch Texten anderer Art, etwas wie Stil zeigen. Ganz unpersönlich sind diese Texte ja schon deshalb nicht oder können dies nicht sein, weil sie sich explizit oder implizit an andere, an Fachgenossen richten (und die interdisziplinäre Kommunikation, die eine spezifische, nämlich ›unfachlichere‹ Ausdrucksweise voraussetzt, gibt es ja auch).

Doch gibt es Stil nicht nur in Texten, also in geschriebenen Sprachäußerungen, es gibt ihn natürlich auch mündlich, in privaten und öffentlichen Reden. Sodann und vor allem: Es gibt ihn überhaupt nicht nur im Medium des Sprachlichen. Es gibt ihn bekanntlich auch anderswo: in Bauwerken, in der Plastik, in der Malerei, in der Musik, also schlicht in allen Künsten und auch in kunstgewerblichen Produkten. Und es gibt ihn auch, um Husserls schönen Ausdruck zu gebrauchen, in der ›Lebenswelt‹: Es gibt den ›Fahrstil‹, den ›Laufstil‹ eines Jockeys oder Skilangläufers, den ›Verhandlungsstil‹ eines Oberbürgermeisters, den ›Arbeitsstil‹ eines Managers oder Professors; es gibt, allerweiteste Ausdehnung – den ›Lebensstil‹. Und den ›Lifestyle‹ (plus ›Styling‹) gibt es daneben – im Deutschen – auch, und beide Wörter meinen nicht dasselbe.

Wo liegt das Gemeinsame all dieser Vorkommensformen von Stil? Gibt es dies überhaupt? Aber eigentlich muss es etwas Gemeinsames und alle Verbindendes ja geben. Wir hätten sonst doch nicht immer dasselbe Wort. Genauer: Wir fänden es sonst nicht sinnvoll, dass, wenn es um ganz Verschiedenes ginge, immer dasselbe Wort

verwendet wird. Denn es leuchtet uns ja ein, dass hier jeweils, bei aller Verschiedenheit des Vorliegenden, von ›Stil‹ die Rede ist. Wir bemerken, um mit Wittgenstein zu sprechen, eine klare, wenn auch nicht sofort greifbare ›Familienähnlichkeit‹. Vielleicht darf oder muss man dies sagen: Es geht bei ›Stil‹ immer eher um ein oder um das Wie, weniger oder kaum um das Was. Also nicht primär: Was ist das oder worum handelt es sich? Sondern: Wie ist das? Wie ist es gemacht? Freilich ist damit nicht allzu viel gesagt. Aber eben: Damit es überall passt, kann auch nicht viel mehr, nicht viel Spezifischeres gesagt werden.

Vielleicht aber kann man dies noch hinzufügen: Stil ist etwas Menschliches, etwas spezifisch Menschliches; er scheint sich nur beim Menschen zu zeigen. Oder richtiger: Wir würden zögern – von einigen ›höheren‹ Tieren, ›edlen‹ Pferden zum Beispiel, vielleicht abgesehen –, im Blick auf Außermenschliches von ›Stil‹ zu sprechen. ›Der Stil eines Karpfens‹ oder ›der Leuchtstil des Planeten Venus‹ (um nicht irgendeinen zu nennen) – das geht wohl wirklich nicht. Stil erweist sich somit als ein Humanum.

Schließlich: Es ist nicht leicht, genau zu sagen, was Stil ist, oder – denn darum geht es – was das Wort ›Stil‹ eigentlich meint, noch genauer: was *wir* meinen, wenn wir es gebrauchen, wenn wir es verwenden, wie wir es in unserer Sprache finden. Und ›eigentlich‹ (›dieses Wort meint eigentlich ...‹) ist hier – entgegen einer verbreiteten Meinung – nicht dasselbe wie ›ursprünglich‹. Man sollte beide Adjektive, wenn es um Wortbedeutungen geht, keinesfalls als Synonyme verwenden.

Wenden wir zunächst kurz den Blick zurück in die Geschichte. Erstens: Das Wort kommt nicht, wie so viele unserer ›kulturellen‹ Wörter, aus dem Griechischen, sondern aus dem Lateinischen. ›Schon die alten Griechen‹ – das stimmt zwar oft, hier aber nicht.

Zweitens: Das Wort bezog sich zuerst – ursprünglich – nur auf Geschriebenes, und dies kam so: *Stilus* meinte zu-



nächst etwas Pflanzliches – einen Stängel. Wieder einmal stoßen wir bei einem ›kulturellen‹ Wort und wie ja auch bei ›Kultur‹ selbst (*cultura*: ›Anbau‹, von *colere*: ›bebauen‹, ›bearbeiten‹) an der etymologischen Basis auf etwas Landwirtschaftliches. Als die Schrift die Römer erreichte, und zwar über die Etrusker (die sie von den Griechen hatten, die sie auch anderswoher, nämlich von den Phöniziern erhielten, und die haben sie – als Alphabetschrift – wohl erfunden), wurde das Wort dann metaphorisch (Prinzip der Similarität – *ist ähnlich*) zur Bezeichnung des Schreibgriffels. Mit dessen spitzem Ende ritzte man in Wachstafelchen und mit dessen breitem konnte das Eingeritzte wieder glatt gestrichen, also gelöscht werden. »Den Griffel umdrehen«, *stilum vertere*, meinte tatsächlich ›ändern‹ oder dann ›verbessern‹. Dem folgte bald eine zweite Metapher: Aus *stilus*, ›Schreibgriffel‹, wurde *stilus*, ›Schreibart‹ oder eben – da sind wir schon bei *einer* der heutigen Bedeutungen – ›Stil‹ (Prinzip der Kontiguität – *ist benachbart*).

Drittens: Erst im 16. Jahrhundert, also weit über anderthalb Jahrtausende später, gab es eine – zunächst recht zögerliche – Übertragung von ›Schreibart‹ auf ›Machart‹, auf das Wie des Gemachten in anderen Künsten (wieder Similarität): Architektur, Malerei, Musik (bei der Musik, die ja auch geschrieben wird, ist die Ähnlichkeit besonders greifbar); die Übertragung setzte sich massiv sogar erst im 17. Jahrhundert durch. Die großen italienischen Künstler des 15. Jahrhunderts, des Quattrocento, kannten diese Übertragung noch nicht; sie sagten, wenn sie Ähnliches meinten, *maniera* oder *carattere* oder *gusto*. Eines der sehr bekannten Klavierstücke Bachs, das *Italienische Konzert*, heißt in Wirklichkeit: »Concerto nach italiänischem Gusto« – ›Geschmack‹ also, nicht ›Stil‹; Bach impliziert: Ich mache hier etwas von der Art, die den Italienern besonders gefällt. Die Ausweitung schließlich von ›Stil‹ auf Erscheinungen der ›Lebenswelt‹ außerhalb der Künste und des Kunstgewerbes ergab sich erst im vergangenen Jahrhundert.

Das alles jedoch ist für unsere Fragestellung nicht wichtig – es ist bloß ›interessant‹. Dies gilt auch für die etymologisch falsche Schreibung des Worts (mit einem y) im Französischen und entsprechend im Englischen – man hat das Wort fälschlich mit dem griechischen *stylos*, ›Säule‹, zusammengebracht. Das Wort klang ganz ähnlich, und dann war man halt, wieder einmal, bei den Griechen ...

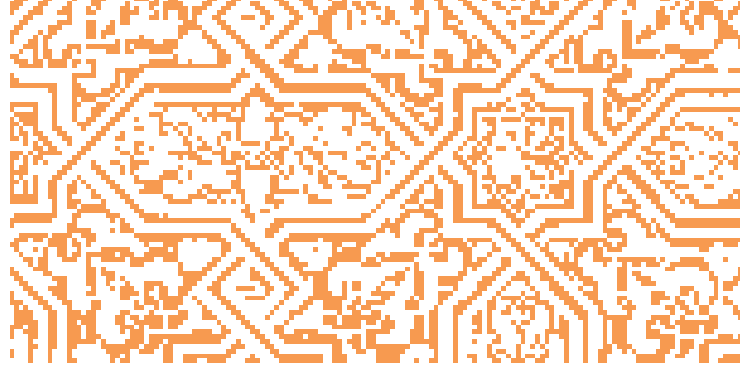
Wichtig erscheint mir jedoch Folgendes: ›Stil‹ kann

meinen – und zwar heute –, dass, was das Wie angeht, etwas vorliegt wie eine Einfügung in ein vorgegebenes Muster (»das gehört zum gotischen Stil« oder »das findet sich im Briefstil häufig« oder »das passt nicht zum Stil einer Trauerrede«); ›Stil‹ kann aber, in gewissem Sinn gerade umgekehrt, auch meinen, dass man sich unterscheidet, dass man also sich gleichsam ›ausfügt‹, sich persönlich abhebt in der Art, dem Wie des Präsentierens.

Als historisch bedeutsam erweist sich, dass weitaus die meiste Zeit hindurch, seit überhaupt von ›Stil‹ geredet wird, an ›Einfügung‹ gedacht wurde. ›Stil‹ hieß bis ans Ende des 18. Jahrhunderts wesentlich ein Sich-Einfügen; man hatte sich zu halten (und wollte dies auch) an die mehr oder minder feststehenden (so schien es) Merkmale der jeweiligen Gattung (bleiben wir nun beim Geschriebenen). Natürlich hängt dies mit der Rhetorik zusammen. Und das Ende der Dominanz *dieses* Stilbegriffs hängt mit dem Ende der Rhetorik, dann aber auch mit der Vergeschichtlichung des Kulturbegriffs, des Menschlichen überhaupt, zusammen, die sich bei Vico ankündigt, bei Herder durchbricht und mit Hegel zu einem Höhepunkt kommt, mit ihm aber keineswegs aufhört; im Gegenteil: Diese Vergeschichtlichung, die Etablierung eines »geschichtlichen Bewusstseins« (Nietzsche redete vom »historischen Sinn«, sah seine Notwendigkeit, zugleich aber auch die in ihm liegende Gefahr) scheint irreversibel zu sein. Kaum gibt es heute ein vernichtenderes Urteil in den Geistes- oder Gesellschaftswissenschaften als die Feststellung oder die Behauptung, eine bestimmte Position oder eine Methode sei ›unhistorisch‹ oder gar ›ahistorisch‹.¹

Jedenfalls: Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts dominiert, mit Unterschieden zwischen den europäischen Ländern, die aber nicht so groß sind, der Stil als ›Ausfügung‹ – »Le style, c'est l'homme même.«² Aber sporadisch gab es dies auch schon früher. So äußert sich Luther 1542 in einem Brief über seine Schriften: »Denn ich hab es so gemacht, daß ich habe bemerkt sein wollen, und wer es liest, wenn jemand meine Feder und Gedanken gesehen hat, sagen muß: Das ist der Luther.«³ Und umgekehrt: Das mit der Einfügung ist heute keineswegs ganz geschwunden.

Gerade beim Stil in den Wissenschaften tritt dies hervor. Man kann da einerseits sich selbst zeigen – als Persönlichkeit sozusagen oder doch mit persönlicher Note, mit seinen spezifischen Eigenheiten (mit einigen immerhin von ihnen) –, das ist dann die ›Ausfügung‹. Natürlich



erscheint es heute angemessener oder doch angezeigter, dies englisch zu sagen, also ›opting out‹ – man ›wählt sich nach außen‹. Daneben dann das ›opting in‹ – man ›wählt sich hinein‹. Stil als ›opting in‹ oder als ›opting out‹. Es ist in der Tat kurz, elegant und plastisch gesagt.

Andrerseits kennzeichnet die Wissenschaften ein sehr spezifisches Verhalten, obwohl es doch eigentlich nur ein gesteigertes und konsequentes Verhalten des ›gesunden Menschenverstands‹ darstellt oder, wieder besser, ein ›Common-Sense‹-Verhalten. Immerhin: Da ist eine besondere Art zu beobachten und zu denken, ein spezifisches Ineinander von Denken und Beobachten. Freud, kein Wissenschaftstheoretiker, sagt es doch eigentlich gut: »die intellektuelle Bearbeitung sorgfältig überprüfter Beobachtungen«⁴. Und dazu gehört dann – das ergibt sich beinahe wie von selbst – auch eine bestimmte Art des Redens und Schreibens, des ›Diskurses‹. Hinzu kommt der genannte kollektive Charakter der Wissenschaften, der rasch etwas wie eine ›Gruppensprache‹ entstehen lässt. An dieser *erkennen* sich die Dazugehörenden, so wie seinerzeit (aber doch, zugegeben, in etwas anderem Sinne) an ihrem Lächeln die Auguren im alten Rom; und sie *überprüfen* gegenseitig implizit und oft auch gar nicht sehr implizit, was die jeweils neu aufkommenden Ausdrücke angeht, mit deren Erwerb die neu Hinzukommenden sich bei denen, die schon drin sind, Anerkennung verschaffen wollen – eben als Dazugehörende. »Der Laie sagt, und er kennzeichnet sich damit als solcher ...« – so lautet eine in Einführungsveranstaltungen beliebte und das, worum es hier geht, in treffender Simplizität umreißende Feststellung. Also zum Beispiel (es ist sehr einfach): Der (sprachwissenschaftliche) Laie sagt: ›scharfes s‹ oder dann ›weiches d‹; Fachmann und Fachfrau sagen das nicht, sondern: ›stimmlos‹ oder ›stimmhaft‹; ›scharfes s‹ lassen sie allenfalls, weil sie das, als ›reine Grafie‹, kaum oder gar nicht interessiert, für ›ß‹ gelten. An sich gingen ›hart‹ oder ›scharf‹ oder dann ›weich‹ genauso. Man müsste sich nur verständigen.

Eine Wissenschaft oder eine Gruppe von Wissenschaften zeichnet sich nicht nur durch spezifische Gegenstände aus, sondern auch durch einen spezifischen ›Diskurs‹, der sich nur, vorsichtig gesagt, zu einem Teil aus der Untersuchung gerade dieser spezifischen Gegenstände ergibt. So wird die Einführung in eine Wissenschaft zum Erwerb auch eines besonderen ›Diskurses‹, beinahe schon eines Idioms, mit dem man sich als ›zum Bau gehörend‹ beweist und andere abweisen kann. Es äh-

nelt einer legitimierenden Kennkarte oder im Militärischen etwa einer Parole (dieses Fremdwort sollte seinerzeit puristisch antifranzösisch durch das an sich gute deutsche ›Kennwort‹ ersetzt werden – der Führer war dagegen, so blieb es bei ›Parole‹; der Mann war kein Deutschtümler).

Der spezifische ›Diskurs‹ einer Wissenschaft oder mehrerer von ihnen ist auch dadurch – und nun völlig legitim und buchstäblich von der Sache her – bedingt, dass in einer Wissenschaft Dinge und Begriffe und Unterscheidungen und Probleme zum Gegenstand werden, die für die ›Lebenswelt‹ unerheblich sind oder deren Erheblichkeit für diese sich erst noch zeigen muss. Manchmal – und das ist auch kein Einwand – zeigt sie sich nie.

Eigentlich aber ist Wissenschaft etwas ganz anderes als ›Diskurs‹, etwas ganz anderes somit auch als ›Stil‹. In anderen Worten: Auf das Wie des Präsentierens kommt es in ihr, rein wissenschaftlich, also von der *Intention* des Wissenschaftlichen selbst her gesehen, nicht an. Umgekehrt: Eine Wissenschaft darf sich nicht auf bloßen ›Diskurs‹ reduzieren. Dies wäre nun wirklich eine Reduktion der schlimmsten Art – der Terminus ›Reduktion‹ hat ja in den Geisteswissenschaften eine klar negative, in den Naturwissenschaften eine rein positive Bedeutung; Mephisto übrigens gebraucht ihn auch positiv: »Das wird nächstens schon besser gehen, / Wenn ihr lernt alles reduzieren / Und gehörig klassifizieren« (*Faust I*, Verse 1943-1945). Die ›Verstilung‹ einer Wissenschaft wäre darum für diese eine geradezu tödliche Gefahr (was nicht heißt, dass ihre Adepten und ihre Zuschauer von außen dies unbedingt merken), weil ihre zentrale und eigentlich ausschließliche Intention die Sachlichkeit ist.

Überraschenderweise hat dies kaum jemand so einfach und deutlich herausgestellt wie Heidegger, und zwar in seiner berühmten Freiburger Antrittsvorlesung *Was ist Metaphysik?* (1929): »Die Wissenschaft hat [...] ihre Auszeichnung darin, daß sie in einer ihr ganz eigenen Weise ausdrücklich und einzig der Sache selbst das erste und das letzte Wort gibt«. Das ist metaphorisch gesagt, weil ja die Sache nicht sprechen und ihr insofern auch niemand das Wort geben kann. Gemeint ist offensichtlich: In den Wissenschaften muss alles zurücktreten gegenüber dem *einen* Willen zur Erkenntnis der jeweiligen Sache, so wie sie *tatsächlich* ist. Heidegger selbst nennt dies »Sachlichkeit«: »In solcher Sachlichkeit des Fragens, Bestimmens und Begründens vollzieht sich eine eigentümlich begrenzte Unterwerfung unter das Seiende



selbst, auf daß es an diesem sei, sich zu offenbaren«. Also: sich zu zeigen als das, was es *tatsächlich* ist.

Stil ist nun aber, so gesehen, das Unsachlichste, eben weil er das *Wie* gegenüber dem *Was* privilegiert und dieses, also eben die Sache, nämlich das jeweilig ›Seiende‹, das die Wissenschaft sich vorgesetzt hat, mehr oder weniger vergleichgültigt. Es war das literarisch faszinierende Ziel Flauberts (so sagte er jedenfalls einmal in einem Brief), »ein Buch über nichts«, »un livre sur rien«, zu schreiben, ein Buch, das also ohne irgendein *Was* *nur* Stil wäre: »ein Buch, das für sich und rein auf sich selbst stünde, allein durch die innere Kraft seines Stils«⁵. Dieses – unmöglich zu schreibende – Buch wäre das unwissenschaftliche Buch schlechthin. Wer Stil will, insofern er Stil will, will nicht die Sache, sondern sich selbst; es gilt für das ›opting in‹ und für das ›opting out‹; da herrscht Gemeinsamkeit.

Aber nun, umgekehrt, dieser einfache Gedanke: Da Wissenschaft wirklich etwas ganz anderes ist als Stil, ein *totaliter aliter* zum Stil, gerade deshalb, so das Argument, könnte oder müsste gesagt werden: Ihre Texte dürfen, zusätzlich zu dem wissenschaftlich eruierten *Was*, das sie bringen und das ihr eigentliches Worumwillen bleibt, Stil haben oder – mehr noch – zeigen.

Er kann da, entgegen einer bestimmten Meinung, die das Wissenschaftliche gerade am Stil festmacht, nicht nur nicht schaden, sondern im Gegenteil nützen. Immer unter der Voraussetzung, dass er nur zusätzlich auftritt und zwar in gleicher Weise als ›Einfügung‹ wie auch (und vielleicht mehr noch) als ›Ausfügung‹. Nichts ist zu sagen gegen die *zusätzliche* Bemühung, schön und anmutig zu schreiben und – da darf es ruhig auch einmal kantig sein – das Eigene zu zeigen. Kokett, neben oder zusätzlich zu seiner Sache und Sachlichkeit, darf auch ein Wissenschaftler sein. Oder: Er darf zeigen, dass er es *ist*.

Odo Marquard hat in einem soeben gedruckten Bonner Vortrag seine »skeptische Philosophie der menschlichen Endlichkeit« erneut und in der Tat bestrickend persönlich, kokett und mit erheblichem Willen zur Anmut, zum Stil, den er am Ende ausdrücklich philosophisch legitimiert, vorgestellt.⁶ Er will, sagt er einleitend, seine Philosophie »auf unordentliche Weise« durch »fünf Dinge« (so schlicht drückt er sich aus) »konkretisieren«. Nämlich: »Lebenskürze«, »Pluralismus«, »Kompensationen«, »Kultur der Grenzreaktionen«, »Stilbedarf«. Da steht also der Stil und noch dazu als ›Bedarf‹ – daher wurde die gesamte Liste hier referiert – in Gesellschaft,

›in Augenhöhe‹, wie man heute gerne sagt, mit sehr respektablen Dingen. Marquard redet offen von »literarischer Form« und – anmutiger – von »literarischer Bonität«. Den seinerzeit »selbstsicheren Schulphilosophien« sei sie ebenso unnötig erschienen wie den »durch exakte Wissenschaftlichkeit selbstsicheren modernen Wissenschaften« heute. Die skeptische Philosophie jedoch brauche als Kompensation »die Tugend literarischer Ansehlichkeit«. Es hat keinen Zweck, Marquard zu paraphrasieren. Daher direkt (S. 12): Die »Skeptiker-Texte« sollen »zugleich ernste und vergnügliche Texte« sein, »durchsichtige und komponierte, spannende und entspannende Texte, rhythmisch anspruchsvolle und jedenfalls unverwechselbare Texte« (das ist unsere Ausfü-gung!), »lesbare – stilistisch ehrgeizige – Texte also, die lesbarkeitshalber immer noch einmal umgeschrieben werden müssen« (*stilum vertere!*), »bis sie so lesbar sind, daß sogar ihr Autor sie versteht und dann [...] schließlich auch seine Mitmenschen sie goutieren«.

Marquard bringt ein weiteres Argument (S. 14): »Texte sind angesichts der Lebenskurze der sterblichen Menschen – sozusagen als Angriff auf ihre begrenzten Aufmerksamkeitsvermögen und knappen Lebenszeitbudgets – immer Belastungen und Belästigungen ihrer Mitmenschen. Das bedeutet: jeder Text muß Buße tun dafür, daß es ihn gibt. Das aber gelingt der Tendenz nach durch Stil«. »Der Tendenz nach«, sagt Marquard, denn in der Tat ist dies ein Einwand: Dergleichen muss man können, lernen kann man es kaum, oder: Man kann es nur lernen, wenn man es schon kann. Gut, aber ein Stück weit in diese Richtung kann jeder und jede gehen. Marquard zitiert Lepenies, der meinte, dass, wer »sich seiner Sache todsicher« sei, sich nicht darum zu sorgen brauche, wie er »lebendig« (wieder Ausfügung!) von ihr sprechen könne. Ist das so? Faktisch vielleicht. Der Wille zur Anmut mag in der Tat gering sein, wenn man Dinge präsentieren kann, Ergebnisse, die evident von großer Wichtigkeit sind. Andererseits ist dieser Wille auch dort in aller Regel gering, wo von großer Wichtigkeit oder, wie es vormalig hieß, ›gesellschaftlicher Relevanz‹ schwerlich die Rede sein kann. Auch ist natürlich die Philosophie *heute* (nicht nur die der »menschlichen Endlichkeit«) ein Sonderfall. Sie hat es schwer gegenüber den Wissenschaften, die vormalig zu einem großen Teil zu ihr gehörten, sich nun aber längst von ihr emanzipierten. Die wissenschaftliche Forschung erfolgt ganz ohne Zutun der Philosophie – auch sogar derjenigen, die sich mit Problemen der

Wissenschaft und der Wissenschaftlichkeit herum-schlägt.

Trotzdem: Marquard hat Recht. Er bekräftigt sehr willkommen die Forderung, auch in wissenschaftlichen Texten etwas wie »literarische Bonität« *zusätzlich* als sehr erwünschtes Superadditum zu realisieren. Mit Recht erhielt Marquard vor Jahren schon den Sigmund-Freud-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung »für wissenschaftliche Prosa«. Und mit Recht trägt dieser Preis auch diesen Namen. Freud hat übrigens, was zur »Bonität« seiner Prosa gehört, auch eine Terminologie für eine neue Wissenschaft geschaffen, die fast ganz (es gibt Ausnahmen, und bei *Libido* hat er sich eigens entschuldigt) auf lateinische und griechische Bestandteile verzichtete: Widerstand, Übertragung, Gegenübertragung, Abwehr, Verdrängung, Triebverzicht, Ich, Es, Über-Ich, Versagung, welch Letztere nunmehr, via Übersetzung ins Englische, als »Frustration« zu uns zurückgekehrt ist. Nun, der 17-jährige Freud schrieb am 16. Juni 1873 »nachts« (er hatte eben das Abitur oder – österreichisch – die Matura bestanden) an den Freund Emil Fluss. Da berichtet er auch von seinem mit »ausgezeichnet« bewerteten Aufsatz: »Mein Professor sagte mir zugleich – und er ist der erste Mensch, der sich untersteht, mir das zu sagen –, daß ich hätte, was Herder so schön einen idiotischen Stil nennt, das ist ein Stil, der zugleich korrekt und charakteristisch ist«. Da ist nun wieder, in der Erläuterung des hier griechisch zu verstehenden »idiotisch«, beides beieinander: »korrekt und charakteristisch«, also die »Einfügung« in den Korrektheitsrahmen der Sprache und auch in den einer bestimmten »Diskurs-tradition«, dann aber auch die »Ausfügung«, so dass also innerhalb des sprachlich stilistisch Korrekten das Eigene hervortritt. Darum geht es in der Tat. Übrigens muss Freud einen sehr urteilssicheren Deutschlehrer gehabt haben. Kokett fährt der junge Mann fort: »Ich habe mich über die unglaubliche Tatsache gebühlich verwundert und versäume es nicht, das glückliche Ereignis [...] so weit als möglich zu verschicken. An Sie zum Beispiel, der Sie bis jetzt wohl auch nicht gemerkt haben, daß Sie mit einem deutschen Stilisten Briefe tauschen. Nun aber rate ich Ihnen, als Freund, nicht als Interessent – bewahren Sie auf – binden Sie zusammen – hüten Sie wohl – man kann nicht wissen«. Der Brief blieb erhalten.⁷

1 Ich greife hier zurück auf die Darlegungen in H.-M. Gauger: *Über Sprache und Stil*. München 1995, besonders S. 187-254.

2 So 1753 in seiner Aufnahmereide in die »Académie Française« der damals und weit bis ins 19. Jahrhundert hinein hochberühmte Graf Buffon, Verfasser einer riesigen *Histoire Naturelle* (36 Bände); hierüber H.-M. Gauger: Graf Buffon über den Stil oder »Stil ist der Mensch selbst«, in: *Über Sprache und Stil*. München 1995, S. 203-207.

3 An Justus Jonas in Halle, 6. November 1542, in: Martin Luther: *Aus rechter Muttersprache*, hrsg. von W. Sparn. Frankfurt am Main 1983, S. 21.

4 S. Freud: *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, 1932/33, in: Studienausgabe, Band 1. Frankfurt am Main 1971, S. 586. In dieser 35. Vorlesung geht es »Über eine Weltanschauung«, womit er die wissenschaftliche meint, »die behauptet, daß es keine andere Quelle der Welterkenntnis gibt als die intellektuelle Bearbeitung sorgfältig überprüfter Beobachtungen, also was man Forschung heißt, daneben keine Kenntnis aus Offenbarung, Intuition oder Divination«.

5 Vgl. H.-M. Gauger: *Der vollkommene Roman – Madame Bovary*, in: *Der Autor und sein Stil. Zwölf Essays*. Stuttgart 1988, S. 57-80.

6 O. Marquard: *Skepsis als Philosophie der Endlichkeit*. Bonner Philosophische Vorträge und Studien. Bonn 2002.

7 S. Freud: *Briefe 1873-1939*. Frankfurt am Main 1960, S. 6.